

Alexandre Dumas

# Der Schleier im Main

Ein Frankfurt-Roman von 1866

Nacherzählt und mit einem Nachwort  
versehen von Clemens Bachmann

SOCIETÄTS  
VERLAG

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag  
© 2004 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Satz: Julia Desch, Societäts-Verlag  
Umschlaggestaltung: Julia Desch, Societäts-Verlag  
Umschlagabbildungen: H. Worms – Privatsammlung,  
<http://commons.wikimedia.org>  
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-95542-260-8

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Englischen Ausgabe „The Prussian Terror“ .....	7
Berlin.....	13
Das Haus Hohenzollern .....	19
Graf von Bismarck .....	27
Bismarck entkommt einer ausweglosen Lage .....	31
Ein Sportsmann und ein Spaniel.....	41
Bendict Turpin .....	47
Kaulbachs Atelier .....	57
Die Herausforderung.....	63
Die zwei Duelle .....	67
Was in des Königs Hand geschrieben stand .....	75
Baron Friedrich von Bülow.....	83
Helene.....	91
Graf Karl von Freyberg .....	99
Die Großmutter .....	107
Frankfurt am Main.....	113
Der Truppenabzug .....	119
Österreicher und Preußen.....	127
Die Kriegserklärung .....	133
Die Schlacht von Langensalza.....	139
Benedicts Voraussagen bewahrheiten sich .....	145

Was in Frankfurt während der Schlacht von Langensalza und Sadowa geschah .....	149
Die kostenlose Mahlzeit.....	155
Die Schlacht von Aschaffenburg.....	161
Der Testamentsvollstrecker .....	167
Frisk.....	173
Der Verwundete .....	179
Die Preußen in Frankfurt .....	185
General von Manteuffels Drohung.....	193
General Sturm .....	197
Der Sturm bricht los .....	205
Der Bürgermeister .....	211
Königin Augusta .....	215
Die beiden Trauerzüge .....	221
Die Bluttransfusion .....	227
Die Trauung in extremis .....	233
„Warten Sie's ab“ .....	241
Ergebnis.....	247
Epilog .....	251
Nachwort .....	259
Der Autor.....	267

# Vorwort zur Englischen Ausgabe „The Prussian Terror“

**D**er Feind hastete unter unserem Fenster vorbei und verschwand gleich wieder aus unserem Blickfeld. Augenblicke später vernahmen wir ein Tosen wie ein herannahender Sturm, und schon bebte unser Haus im Galopp der Pferde. Am Ende der Straße hatte unsere Kavallerie den Feind gestellt, welcher in Unkenntnis der schwachen Kräfte der Unseren gestreckten Galopps retririerte, hitzig verfolgt von unseren Husaren. In einem riesigen Durcheinander rauschten Freund und Feind wie ein Wirbelsturm aus Pulverdampf, Staub und Getöse vor unserem Hause vorbei. Unsere Soldaten, Säbel in der einen Hand und Pistole in der anderen, trieben feuernd und stechend den zurückweichenden Feind vor sich her. Die feindlichen Soldaten erwiderten das Feuer in hinhaltender Flucht. Zwei oder drei Kugeln schlugen in unser Haus ein, eine Kugel zerschmetterte den Holm des Fensters, durch dessen halbgeschlossenen Laden ich alles beobachtete. Das Schauspiel war erregend und erschreckend zugleich. Hart bedrängt von den Unsrigen machten die Feinde plötzlich kehrt. Nun entwickelte sich unter unseren Augen nur zwanzig Schritte von uns ein Gefecht Mann gegen Mann, so nah wie die Akrobaten von der ersten Reihe aus in einer Zirkusarena zu sehen sind, nur dass es hier blutiger Ernst war, Leben und Tod. Ich sah fünf, sechs feindliche Soldaten niedersinken, aber auch zwei, drei unserer Männer. Nach zehnminütigem Kampfe schien der Feind niedergerungen, der aufs Neue sich auf die Schnelligkeit ihrer Pferde verlassend das Weite suchte. Eine erneute Verfolgungsjagd hob an. Der Wirbelwind nahm seine Bahn wieder auf und verschwand uns aus den Augen, dabei drei, vier weitere Gefallene zurücklassend, die auf dem Straßenpflaster verstreut herumlagen. Dann hörten wir Trommeln zum Angriff wirbeln. Das war unsere Infanterie, die zum Sturm voring, um sich ihren Anteil an dem Gefecht zu holen. Gut einhundert Mann mit aufgepflanzten Bajonett marschierten in beschleunigter Kadenz vor und verschwanden gleich wieder hinter der Biegung der Straße. Fünf Minuten später vernahmen wir aus einiger Entfernung heftiges Pelotonfeuer, dann erschienen unsere Husaren wieder, diesmal in heilloser rückgängiger Bewegung verfolgt von einer gut sechshundert Mann starken Kavallerie des Feindes. Nun waren die Verfolger die Verfolgten. Dabei war es unmöglich, im Zentrum des zweiten Sturmes irgendetwas zu erkennen oder zu unter-

scheiden – außer dass, nachdem er vorbeigezogen, drei, vier Leichen mehr auf der Straße herumlagen.“

Der Junge, der diese Begebenheit beobachtet, an die er sich viele Jahre später in seinen Memoiren erinnert, lebt mit seiner Mutter in Villers-Cotterêts, an der Straße nach Soissons im Aisne-Department, dem Brennpunkt einer heftigen Schlacht, die, während ich diese Zeilen niederschreibe, zwischen unserem kleinen Expeditionskorps und unseren französischen Alliierten auf der einen und den Deutschen auf der anderen Seite gerade stattfindet. Wir schreiben das Jahr 1814. Napoleon hatte sich aus Moskau zurückziehen müssen und die Schlacht bei Leipzig verloren, die Allianz der Russen, Preußen und Österreicher drängt immer weiter in Frankreich hinein. Das Vertrauen in den guten Stern Napoleons ist gänzlich geschwunden. Mit jeder Stunde rückt das Donnern der Kanonen näher an Paris heran. Wenige Tage später werden die Alliierten die Hauptstadt einnehmen, Napoleon das Abdankungsdekret unterschreiben lassen und ihn zu gezwungenem Aufenthalt nach Elba schicken.

Der Name des Jungen ist Alexandre Dumas. Seine Mutter hat die Möbel, Bettzeug und Hausrat im Keller in Sicherheit gebracht und darüber einen Dielenboden verlegen lassen, um Plünderer auf der Suche nach Beute zu täuschen, überdies hat sie ihr wenig Bargeld in einer kleinen Truhe im Garten vergraben. Nicht weniger als die Preußen und Russen fürchtet Madame Dumas die kaiserlich-französische Grande Armée. Wenn ihre Landsmänner, die Franzosen, zurückgeschlagen würden, könnten sie und ihr Sohn bei den Kämpfen ums Leben kommen, wenn aber Napoleon siegt, wird er ihren Sohn zu den Soldaten holen. Dabei ist der kleine Alexandre erst zwölf Jahre alt und viel zu jung für die Konskription, die erst ab der Altersklasse der Sechzehnjährigen beginnt.

Der Vater des Jungen, General Alexandre Dumas, bei dem Ersten Konsul aufgrund seiner republikanischen Überzeugungen in Ungnade gefallen und von jenem verbannt und ruiniert, ist längst tot, und die Witwe mit ihrem Sohn vom Kaiser vergessen und der Verarmung anheim gegeben. Dessen ungeachtet ist Madame Dumas bei den Nachbarn nur die Bonapartistin, nur weil ihr Mann einst unter Bonaparte gekämpft hatte, und als Bonapartist zu gelten, kommt in jenen Tagen einer Anschuldigung gleich, seit Ludwigs XVIII. Thronbesteigung immer wahrscheinlicher wird.

Der Feind, den der Junge in den Straßen kämpfen sieht, das sind die Preußen – Preußen, die seine Mutter so lange herbeisehnt hat, dass sie für diese Gelegenheit und zur Beschwichtigung der Soldaten große Mengen von Hammelragout kocht, dreimal insgesamt. Obwohl der Junge bei der Zubereitung des Gerichts mithilft und sich wenig Gedanken über die drohende Gefahr macht, solange sie nicht gegenwärtig ist, wird er den Einfall

der Preußen nie vergessen, ebenso wenig die gefallenen Soldaten vor der Haustüre. Oft spricht er davon, dass die Preußen eines Tages ins Aisne-Tal zurückkommen würden!

Im Jahre 1848, verscherzt Dumas, der Kandidat der Deputiertenkammer, sich des Wohlwollens vieler Wähler, als er in einer Rede im Hinblick auf die Staaten Europas in seherischem Vorausblick warnt: „Geographisch gesehen hat Preußen die Gestalt einer Schlange, und wie eine Schlange scheint es dauernd zu schlafen und ist doch bereit, alles um sich herum zu verschlingen – Dänemark, Holland und Belgien; und wenn es die alle verschlungen hat, werden Sie sehen, dass Österreich an der Reihe sein wird und vielleicht auch, leider Gottes, Frankreich!“

Im Juni 1866 schreckt Preußens rascher Feldzug gegen Österreich Europa auf. Jeder, der Augen hat zu sehen, kann sich die Folgen der preußischen Vorherrschaft in Deutschland ausrechnen, und Dumas ist einer dieser Franzosen, die von düsteren Vorahnungen über das Schicksal des Vaterlandes ergriffen sind. Besonders betroffen scheint ihn das barbarische Vorgehen der Preußen in der Freien Stadt Frankfurt gemacht zu haben, worüber die Zeitungen tagtäglich berichten. (Dumas kennt die Stadt, im Jahre 1838 hatte ihn eine Deutschlandreise zusammen mit seinem Kompagnon Gérard de Nerval, dem Autor des Buches „Les Filles de Feu“ bis Frankfurt geführt.) Unfähig, in Paris zu Hause untätig herumsitzen, während sich da die Ereignisse überschlagen, fährt er nach Frankfurt, um sich selbst ein Bild zu machen. Vor hier aus reist er nach Gotha, Hannover und Berlin, sucht die Schlachtfelder von Langensalza und Sadowa auf und kehrt nach Paris zurück mit einem Notizbuch vollgeschrieben mit wertvollen Details und die Taschen voller unveröffentlichter Dokumente.

Nun kommt Monsieur Hollander, der Herausgeber des politischen Journals *Le Situation*, auf den Autor der „Drei Musketiere“, der „Königin Margot“ und so vieler anderer berühmter historischer Romane zu, um ihn um einen Roman zu bitten, der „La Terreur Prusienne“ heißen soll. Dumas, der sich mit Hollander einig ist, dass nichts unversucht gelassen werden solle, Frankreich aufzurütteln, das unter dem Zweiten Reich im raschen Zerfall begriffen war, und auf die von Preußen ausgehenden Schrecken hinzuweisen, willigt frohen Herzens ein. Das ist die Entstehungsgeschichte dieses Buches, in dem der Autor auf jeder Seite den Warnungsruf zu erheben scheint: „Wacht auf! Gefahr ist in Verzuge!“

Um die heutigen Leser, die, wie mir scheint, nur noch wenig über den Preußisch-Österreichischen Krieg von 1866 wissen, die Ausgangslage des Romans verständlich zu machen, wollen wir kurz zurückblicken auf die wichtigen Ereignisse, welche den Verleger und den Romancier umtreiben.

Nach dem Tode des Königs von Dänemark 1863 gärt es in den Herzogtümern von Schleswig und Holstein sowie in Luxembour. Obwohl durch den Vertrag von London (1852) die Nachfolge von Schleswig und Holstein durch die Dänische Krone geklärt ist, sprechen die Signatarstaaten Österreich und Preußen dem neuen Dänenkönig das Recht auf die norddeutschen Herzogtümer ab und reklamieren diese als Teil Deutschlands. Im Februar 1864 überschreiten österreichische und preußische Truppen die dänische Grenze. Die Dänen leisten tapferen Widerstand, müssen sich aber geschlagen geben, und die Herzogtümer fallen letztendlich an die beiden Siegermächte.

Dann stellt sich Preußen, das schon länger den Machtgewinn Österreichs mit Argwohn beobachtet und einen Krieg mit dem Rivalen früher oder später für unvermeidlich hält, gegen die österreichische Absicht, die Herzogtümer zu einem eigenen Staat unter dem Herzog von Augustenburg zu formen. Österreich bringt die Angelegenheit vor den Frankfurter Bundestag, der einen Beschluss im Sinne des Herzogs fasst. Preußens erster Minister Bismarck aber, dem die vollständige Kontrolle Norddeutschlands angelegen ist, verlangt den Anschluss der beiden Herzogtümer an das preußische Staatsgebiete, und damit nicht genug, es sollen auch ganz Hannover, Hessen Kassel, Hessen Nassau und die Stadt Frankfurt in Preußen aufgehen. Beide deutschen Mächte, Österreich und Preußen, bereiten sich zum Waffengange, Preußen geht mit Victor Emanuel eine gegen Österreich gerichtete Allianz ein. Am 7. Juni dringen preußische Truppen in Holstein ein.

In der maßgeblichen Entscheidung um die Mobilmachung der Bundesarmee am 14. Juni stimmt Hannover im Bundestag mit Österreich, und erklärt damit unwiderruflich, auf wessen Seite in der drohenden Auseinandersetzung es stehen wird. Preußen stellt sofort Hannover ein Ultimatum mit der Bedingung, strikte Neutralität zu wahren und seine Grundzüge der Neuordnung des Bundes zu akzeptieren. Hannover weist diese Forderungen sogleich zurück, prompt überschreiten preußische Truppen die hannoverschen Grenzen. Der Ausgang dieses Feldzuges ist bekannt, die Schlachten von Langensalza gegen die Hannoverische Armee und Aschaffenburg gegen die Bundesarmee gehen siegreich für die Preußen aus. Die Österreicher erleiden eine katastrophale Niederlage in der blutigen Schlacht von Sadowa (oder Königgrätz), und wieder ist Bismarck seiner Vorstellung von einem einigen Deutschen unter Preußen ein Stück nähergekommen.

Der nächste Akt der Preußen nach Sadowa ist die Einnahme der „Freien“ Stadt Frankfurt, die auf bestehende Verträge sich verlassend keinen Versuch ihrer Verteidigung unternommen hat, und die niederträchtige Behandlung seiner Einwohner. Es sind genau diese „terroristischen Akte“, an

die Hollander und Dumas in erster Linie denken, von der sie sich erhoffen, die romanhafte Verdichtung zu einer volkstümlichen Liebesgeschichte werde dazu beitragen, die Franzosen wachzurütteln.

Verschiedentlich ist behauptet worden, dass vor dem deutsch-französischen Krieg von 1870 deutsche Soldaten sich zu keinerlei Gräueltaten hätten hinreißen lassen. Diese Erzählung beweist das Gegenteil, wobei es nicht wenig verwundert, dass es außer Fachbücher kein vergleichbares Werk in englischer Sprache gibt, das den Abgrund an dem „preußischen Schreckens“ zum Thema hat, dessen Ausmaß wir nunmehr zu begreifen scheinen. Schon aus dem Grunde verdient Dumas' Buch Beachtung, um nicht zu sprechen von seinen erzählerischen Meriten, als einen maßgeblichen Beitrag zur historischen Orientierung und zum Verständnis der Jetztzeit (1915, C.B.). Abgesehen davon ist die Geschichte so schwungvoll und interessant erzählt, dass es überrascht, dass nach so langer Zeit – es sind inzwischen siebenundvierzig Jahre nach der Erstveröffentlichung vergangen – ich der Erste sein soll, der dem britischen Publikum eine englischsprachige Fassung vorlegt. (Hier sei angemerkt, dass Monsieur Hollander, der unbedingt möglichst viele Ausgaben seiner Zeitung im Glanze des berühmten Namens Dumas scheinen lassen will, sich nicht weniger als sechzig Feuilletons ausbedungen hat. Dumas liefert das Gewünschte, sieht sich freilich gezwungen, zur Streckung ein paar Jagdgeschichten einzufügen, die er seinem Helden, Benedict Turpin, in den Mund legt. Diese Geschichten sind in der vorliegenden Fassung ausgelassen.)

Dumas lebt in Paris, als im Sommer Preußen der Krieg erklärt wird, ist aber von so schlechter Gesundheit, dass sein Sohn, der Autor der „Kame-liendame“, ihn nicht in der belagerten Stadt zurücklassen will. Im Herbst nimmt er den Vater zu sich auf sein Landhaus in Puys bei Dieppe. Dort stirbt Dumas der Ältere am 5. Dezember 1870.

Er hat nie erfahren, Nachrichten enthält man ihm wohlweislich vor, dass sich seine schlimmste Befürchtung am Ende seiner Erdentage doch noch bewahrheitet hat. Tatsächlich besetzt ein Detachement der preußischen Armee Dieppe, als er den letzten Atemzug tut. Und während die deutschen Soldaten beim klingenden Spiel ihrer Regimentskapellen durch die Straßen marschieren, ängstlich beobachtet von den Einwohnern, die sich hinter verschlossenen Türen und Fensterläden verbergen, verbreitet sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in der Stadt, dass Frankreich seinen großen Sohn, seinen typischsten Romancier überhaupt verloren hat. Der Sarg mit den sterblichen Überresten von Alexandre Dumas wird zum Friedhof nach Neuville, das bereits unter deutscher Besatzung steht, überführt und im Beisein einer preußischen Streife beerdigt. Im Jahre 1872 wird der Leichnam exhumiert und im Familiengrab in Villers-Cotterêts

beigesetzt. Ganz in der Nähe, wo einst der zwölfjährige Alexandre den Donner der preußischen Geschütze gehört hatte, ringen jetzt drei Nationen im schweren Kampfe.

Robert Singleton Garnett 1915

# Berlin

**B**erlin erweckt den Anschein, als habe der Architekt die Planung der Hauptstadt zwar mit aller Sorgfalt und Absicht liniengetreu und regelmäßig geplant, ihre Gestaltung aber doch so langweilig und wenig malerisch ausgeführt, wie es seine Genialität zuließ. Blicken wir von der Domkirche, dem höchsten begehbaren Punkt herab, erinnert uns der Ort an ein riesiges Schachbrett, worauf das königliche Palais, das Museum, die Kathedrale und andere wichtige Gebäude gleichsam als König, Dame und Springer aufgestellt sind. Aber im Gegensatz zu Paris, das von der durchfließenden Seine zusammengehalten wird, ist Berlin durch die Spree geteilt; während dort der Fluss eine Insel umfließt, verzweigt er sich hier wie die Henkel einer Vase rechts und links in zwei künstliche Kanäle, um so mitten in der Stadt zwei unterschiedlich große Inseln zu bilden. Die größere Insel hat das Privileg die eigentliche Hauptstadt zu sein; auf ihr sind das Palais des Königs, die Domkirche, Museen, die Börse und viele andere öffentliche Gebäude gelegen, sowie eine stattliche Anzahl von Häusern, die man in Turin, dem Berlin Italiens, sicherlich als Paläste bezeichnen würde; die andere Insel enthält nichts an Bemerkenswertem, welches den Vergleich mit der Pariser Rue Saint Jacques und dem Viertel Saint-Andrés-des-Arts aushielte.

Das aristokratische, das elegante Berlin ist zur Rechten und Linken der Friedrichstraße beheimatet. Es erstreckt sich vom Belle-Alliance-Platz, wo der nach Berlin kommende Fremde die Stadt betritt, bis zum Oranienburger Platz, wo er sie verlässt, und kreuzt ziemlich genau in ihrer Mitte die Straße Unter den Linden. Diese berühmte Promenade führt durch jenes vornehme Viertel vom Königsschloss bis zum Zeughausplatz. Diese Straße verdankt ihren Namen zwei Reihen mächtiger Linden, die entlang eines reizenden Spazierweges zu beiden Seiten des breiten Fuhrweges stehen. Beide Straßenseiten sind gesäumt von Cafés und Restaurants, die von ihren zahlreichen Gästen besonders in den Sommermonaten fast bis zur öffentlichen Fuhrstraße in Besitz genommen sind, was dann ein bemerkenswertes Ausmaß lebhaften Treibens annimmt. Keiner übertreibt jedoch und stört durch lautes Reden oder Geschrei, denn gewöhnlich zieht es der Preuße vor, sich sub rosa zu amüsieren und gibt sich nur hinter verschlossenen Türen ausgelassen.

Am 7. Juni 1866 jedoch, gegen sechs Uhr abends, an einem Tag, wie ihn so schön nur Preußen hervorbringen kann, bot sich auf der Straße Unter den Linden eine Szenerie höchst ungewöhnlichen Tumultes. Ur-

sache der Aufgeregtheit war vor allem die wachsende Feindseligkeit, die Preußen im Zusammenhang mit der Holsteinkrise gegenüber Österreich zeigte und in deren Verlaufe es – wegen der Fortführung der Wahl des Herzogs von Augustenburg – eine Verweigerungshaltung eingenommen hatte. In diesem Zusammenhang gab es weiterhin erregte Debatten über die allgemeine Aufrüstung aller Seiten, sowie Berichte über die unmittelbar bevorstehende Mobilmachung der Landwehr, über die Auflösung des Bundestages und letztendlich ein Gerücht über ein Telegramm aus Frankreich, das Drohungen gegenüber Preußen beinhaltete und von dem man behauptete, es stamme von Louis Napoleon selbst.

Um die Abneigung zu verstehen, die man hierzulande gegenüber den Franzosen hegt, empfiehlt sich ein Besuch Preußens. Dem Besucher wird allenthalben eine Art von Monomanie auffallen, die sogar bis in die gebildeten Kreise reicht: Kein Minister erlangt Popularität, es sei denn, er bediente sich einer kriegerischen Rhetorik; kein Redner findet Gehör, es sei denn, er streute aus seinem Zitatenschatz das eine oder andere brillante Epigramm oder eine geistreiche Andeutung anti-französischen Inhalts ein. Noch weniger würde man jemandem den Titel eines Dichters zuerkennen, wenn sich der Anwärter nicht mit der Autorenschaft einiger populärer Reime mit Titeln wie „Der Rhein“, „Leipzig“ oder „Waterloo“ qualifizieren würde.

Woher kommt diese Aversion gegen Frankreich – ein tiefes, hartnäckiges und unausrottbares Gefühl der Abneigung, das Boden und Luft durchdrungen zu haben scheint? Wir können es nur vermuten. Sollte es aus einer Zeit stammen, als die Gallische Legion, die Elitetruppe der Römischen Armee, als erste in Germanien eindrang? Diesen Gedanken weiter nachhängend kämen wir zur Schlacht von Rosbach als einem möglichen Grund; in diesem Falle müsste der deutsche Nationalcharakter noch um einiges bössartiger entwickelt sein. Weiterhin, wäre der Hass, den die Schüler Friedrichs des Großen seit den Tagen des berühmten Manifests des Herzogs von Braunschweig an den Tag legen, möglicherweise aus einem militärischen Unterlegenheitsgefühl erklärbar? Jener drohte seinerzeit, in Paris nicht einen Stein auf dem anderen zu lassen! Die Schlacht von Valmy vertrieb anno 1792 die Preußen aus Frankreich; und eine andere, die von Jena, öffnete uns im Jahre 1806 die Tore nach Berlin. Immerhin können uns unsere Feinde – nein, unsere Rivalen – auf diese Jahreszahlen hin die Namen von Leipzig und Waterloo entgegenhalten. Was jedoch Leipzig betrifft, können sie für sich höchstens ein Viertel beanspruchen, denn man muss sich vor Augen halten, dass ihre Armee mit der Russlands, Österreichs und Schwedens alliiert war – nicht zu reden von dem Beitrag Sachsens, der in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt zu werden verdient.

Auch kann man nicht mehr als eine Hälfte Waterloos dem preußischen Verdienst anrechnen, denn Napoleon, der bis zu deren Anmarsch überlegen war, hatte seine Armeen im Verlaufe eines sechsstündigen Gefechts mit den Engländern längst erschöpft.

Vergegenwärtigt man sich dieser Erbfeindschaft, zu der sich hier tatsächlich jeder offen bekennt, dann konnte das Ausmaß der öffentlichen Gefühlsäußerungen kaum überraschen, welches ein weit verbreitetes Gerücht ausgelöst hatte, das besagte, Frankreich habe den Fehdehandschuh hingeworfen und beteilige sich an dem nahe bevorstehenden Konflikt. Viele jedoch bezweifelten die Neuigkeiten, weil darüber in der Morgenausgabe des „Staatsanzeigers“ nicht ein einziges Wort zu lesen stand.

In Berlin gibt es gutgläubige Anhänger der Regierung, die der Meinung waren, die Regierung lüge nie und hielte in elterlicher Fürsorge niemals Nachrichten zurück, die den teuren Untertanen von Interesse seien. Vergleichbar dem „Moniteur“ in Paris findet sich dieses Publikum hier in der Leserschaft des „Tagestelegraphen“, und beide Leserschaften fühlen sich geeint in der Gewissheit, ihr spezielles Organ veröffentliche immer, wovon es Kenntnis habe; genauso verhält es sich mit den Lesern der regierungsnahen und aristokratischen „Kreuzzeitung“, die sich gleichfalls weigern, irgend etwas Glauben zu schenken, wenn es nicht in ihren gut informierten Kolumnen geschrieben steht. Diesen Tumult also übertönten die Titel der obengenannten Tageszeitungen oder Wochenausgaben sowie Dutzende anderer, die von den Zeitungsjungen von allen Seiten in die erregte Masse hineingerufen wurden; da setzte sich plötzlich in dem Getöse eine schrille Stimme erfolgreich durch: „Französische Neuigkeiten! Französische Neuigkeiten! Telegraphische Nachrichten! Ein Kreuzer!“

Die Auswirkung auf die Massen kann man sich vorstellen. Trotz der sprichwörtlichen preußischen Sparsamkeit langte jede Hand nach der Geldbörse, kramte einen Kreuzer hervor und gab ihn aus im Tausch gegen ein rechteckiges Stück Papier, das die lang erwarteten Nachrichten enthielt. Und in der Tat, die Bedeutung des Inhalts entschädigte den vorausgegangenen Ärger über das lange Anstehen. Der Bericht lautete wie folgt:

„6. Juni 1866. Seine Majestät der Kaiser Napoleon III. wurde auf dem Weg nach Auxerre, wo er an der Provinzialversammlung teilnehmen wird, am dortigen Stadttor von dem Bürgermeister begrüßt, der eine Grußbotschaft überbrachte, in der er seine und der Bürgerschaft Reverenz übermittelte. Seine Majestät antwortete in nachfolgenden Worten, die man unseren Landsleuten nicht erklären muss. Ihre Bedeutung sollte jedem genügend klar sein. 'Ich sehe mit großer Freude, dass sich Auxerre immer noch des ersten Kaiserreichs erinnert. Lassen Sie mich Ihnen versichern, dass

ich für meinen Teil die Gefühle der Zuneigung geerbt habe, die das Oberhaupt unserer Familie gegenüber den patriotischen und tatkräftigen Gemeinschaften empfunden hatte, welche ihn gleichsam in Glück und Unglück unterstützt hatten. Ich selbst stehe in der Schuld der Dankbarkeit gegenüber dem Department Yonne, das im Jahre 1848 als eines der ersten sich für mich entschied. Es wusste, was schon dem größeren Teil der Nation bewusst war, dass seine Interessen und die meinen dieselben waren und dass wir beide diese Verträge von 1815 gleichermaßen ablehnen, die heute als Mittel der Kontrolle unserer auswärtigen Politik benutzt werden.“

Hier brach der Bericht ab, offensichtlich dachte sein Verfasser nicht daran, die Fortsetzung der kaiserlichen Ausführung auch weiterhin als berichtenswert zu erachten. Sicherlich, auch ohne diesen Rest war die Bedeutung genügend klar. Trotzdem verging eine geraume Zeit, bis die Bedeutung der Mitteilung den Lesern aufging und den Wutausbruch weckte, der natürlicherweise folgen musste.

Als sie schließlich zu verstehen und zu begreifen begannen, dass die Hand des Neffen des Großen Napoleon einen Schatten auf ihren geliebten Rhein warf, da hallten Drohungen und Hurras von dem einen bis zum anderen Ende der Straße Unter den Linden. Ein solcher Entrüstungssturm erhob sich, dass man meinen musste – um Schillers lebendige Ausdrucksweise zu bemühen – der ungeheure Ring, der das ganze Himmelsgewölbe umfasst, müsse in Stücke springen. Man stieß laute Verwünschungen aus, brüllte Flüche und schüttelte die Fäuste gegen den Beleidiger Frankreich. Ein Student aus Göttingen kletterte auf einen Tisch und begann mit großer Eindringlichkeit Rückerts grimmiges Gedicht „Die Rückkehr“ zu rezitieren, in dem sich ein preußischer Soldat, durch einen Friedensbeschluss nach Hause entlassen, im Folgenden wegen der mannigfaltigen Kriegstaten bitter beklagt, die zu vollbringen er nun gehindert sei. Es ist nicht nötig zu erwähnen, dass dieser Vortrag mit enthusiastischem Beifall bedacht wurde. Zwischenrufe, wie „Bravo!“ und „Hurra!“, mischten sich unter den Beifallschor „Lang lebe König Wilhelm!“ „Hurra für Preußen!“ „Nieder mit Frankreich!“, und alles zusammen bildete eine Begleitmusik, die zweifellos im nächsten Stücke sich fortzusetzen versprach, denn der Vortragende kündigte an, als nächstes ein Gedicht von Körner vorzutragen. Die Ansage wurde mit lautem Beifall aufgenommen.

Es war jedoch durchaus nicht das einzige Überdruckventil, an dem die Leidenschaft der aufgeregten Menge – nun an ihrem Siedepunkt – ihren Auslass suchte und fand. Etwas weiter unterhalb, an der Ecke Friedrichstraße, geschah es, dass ein bekannter Sänger gerade zufällig von einer Gesangsprobe zurückkehrte. Jemand hatte ihn erkannt und mit lauter

Stimme „Der Deutsche Rhein! Der Deutsche Rhein! Heinrich! Sing Der Deutsche Rhein!“ gerufen. Sogleich erkannte die ganze Menschenmenge den Künstler und umringte ihn. Er ließ sich nicht zweimal bitten, mit einer schönen Stimme gesegnet und mit dem geforderten Stück vertraut, stellte er seine Zuhörer zufrieden; da er besonders eindringlich sang, übertraf die überwältigende Aufnahme seines Liedes bei weitem die des Gedichts „Die Rückkehr“.

Auf ein Mal hörte man über allem wilden Applaus ein lautes und wütendes Geräusch – dem Zischen entweichenden Dampfes aus der Drosselklappe einer Dampfmaschine ähnlich – mit einer Wirkung wie ein Schlag in des Sängers Gesicht. Eine Bombe, die in der Menge explodiert wäre, hätte kaum wirkungsvoller sein können; dem Zischen antwortete ein dumpfes Grollen der Art, wie es einem Gewittersturm vorausseilt und jedermanns Auge wandte sich der Richtung zu, von wo es sich ausbreitete.

An einem der Tische stand ein gutaussehender junger Mann, offensichtlich um die 25 Jahre, helle Haare, helle Haut, ziemlich schwächig gebaut; seine Barttracht und seine Kleidung erinnerten irgendwie an ein Portrait van Dycks. Er hatte gerade eine Flasche Champagner geöffnet und hielt ein überschäumendes Glas in die Höhe. Unbeeindruckt von den zornigen Blicken und den herausfordernden Gesten wandte er sich um, stellte einen Fuß auf seinen Stuhl. Er hob das Glas über seinen Kopf und rief mit lauter Stimme: „Vive la France!“; dann trank er den Inhalt mit einem Zug aus.